

Matthias Storck



Vaterland zum Mitnehmen

Erfahrungen eines
Freigekauften

Mit einem Vorwort von Rainer Eppelmann



BRUNNEN

Matthias Storck

Vaterland zum Mitnehmen

Erfahrungen eines
Freigekauften

Mit einem Vorwort von Rainer Eppelmann

 **BRUNNEN**
Verlag GmbH · Giessen

Himmelunter

Anfang der 1970er-Jahre saßen zwei Pfarrerskinder in Ostberlin an der Weidendammer Brücke.

Die beiden rauchten heimlich eine Zigarette und hängten ihre Gedanken wie gewohnt in die Spree, die an dieser Stelle von Ost- nach Westberlin floss. Wasser ist ein beruhigender Lehrmeister für den Gang der Welt. Es rückt vieles zurecht. Erst sammelt der Wasserspiegel das Licht ein. Dann Dächer unten, Häuser und Türme. Es folgen Brückenpfeiler, Baumkronen und Ufergras. Selbst Erinnerungen stehen im Fluss auf dem Kopf. Himmelunter schwankt die Stadt merkwürdig. Ganze Straßenzüge haben sich losgemacht von allen Fundamenten und hängen hilflos vom Himmel. So viel trotzige Aufsässigkeit musste den beiden gefallen. Und angesichts dieses Schauspiels schworen sie einander voller Inbrunst drei Lebensgrundsätze:

1. Ich werde niemals Pfarrer.
2. Ich höre niemals freiwillig Johann Sebastian Bach.
3. Meinen 65. Geburtstag werde ich keinesfalls zu Hause feiern. Ich gehe zum Grenzübergang Friedrichstraße und nehme die erste S-Bahn nach Westberlin.

Dieser verzweifelte Schwur lässt deutliche Rückschlüsse auf das Maß kindlicher Leiden im ostdeutschen evangelischen Pfarrhaus zu.

Jahre später begegneten sich die beiden Leidensgefährten.

Beide sind Pfarrer.

Bach wird uns den kindlichen Zorn nachsehen. Den

Weg ins Herz hat er, allen Vorsätzen zum Trotz, bei beiden gefunden. Und den Westen – gibt's nicht mehr. Gut, dass der liebe Gott nicht auf uns gehört hat.

Heimleuchtende Verhaftung

Am Nachmittag des 2. Oktober 1979 wurde ich in Greifswald von zwei Männern auf offener Straße gewaltsam in einen ockergelben Wagen der Marke „Wartburg“ verfrachtet, wie ein Dieb. Sie drückten mich auf den hinteren Mittelsitz. So hatte ich durch das vordere Wagenfenster einen weiten Blick auf die entgegenkommende Landschaft. Als wir die Stadt verließen, ahnte ich: Die Fahrt bedeutet das Ende der Freiheit. Dieser Gedanke setzte blitzschnell einen inneren Schutzmechanismus in Gang. Meine Seele fotografierte mit Dauerauslöser Bild für Bild und lernte alles auswendig. Nach Stunden erreichten wir Berlin. Pankow, Prenzlauer Berg, Mitte. Die Fahrt endete auf dem Gefängnishof des Untersuchungsgefängnisses Keibelstraße. Es war schon dunkel, die vergitterten Fenster warfen gelbes Neonlicht. Das Verhör dauerte die ganze Nacht. Am nächsten Morgen wurden mir Uhr, Ring und Gürtel abgenommen, auch die Schnürsenkel musste ich aus den Schuhen fädeln. Handschellen! In einem fensterlosen Lieferwagen ging es in die U-Haft Berlin-Pankow. Gesicht zur Wand. Die Zellentür fiel ins Schloss.

So allein war ich noch nie. Aber meine Seele hatte im Verborgenen geschuftet. Sie hatte die ganze Fahrt über Bilder eingesammelt. Mitten in dieser Finsternis bereitete sie mir mit den gespeicherten Momentaufnahmen der unfreiwilligen Autofahrt ein unvergessliches Freudenfest: Die Abendsonne fuhr noch einmal kräftig in die alten pommerschen Alleebäume an der Fernstraße 96 und entfachte ein herbstliches Farbenfeuer. Das Abendrot

küsste die Wiesen. Der Hahn auf dem Domturm blitzte fröhlich auf. Kastanien und Linden ließen abwechselnd die Kronen brennen, nur für mich. An einer Bushaltestelle winkte lachend ein Kind. Das Kopfsteinpflaster einer Ortsdurchfahrt kribbelte freudig im Bauch, tiefer, wilder Wein nahm einen Kirchturm gefangen. Neubrandenburg ließ seine Backsteintore glühen. In Pankow quietschte eine beleuchtete Straßenbahn in der Kurve, ein Schaufenster verscheuchte die beginnende Dunkelheit mit ausgestellten Büchern. Die alte Pfarrkirche stellte sich uns in den Weg. Ihr helles Geläut rief Erinnerungen zusammen. Urplötzlich fanden sich bekannte Lieder, uralte Gebete, einzelne Bibelverse zu einem lebhaften Gedränge in der Zelle ein. Geglaubtes und Unglaubliches, gesungen und gesprochen von vertrauten Stimmen. Die „Gemeinschaft der Heiligen“ machte mir die Nacht zum guten Dunkel.

Der „Lichtwurf“ mit den Hundertwattgespenstern über der Zellentür beim stündlichen Rundgang der Bewacher vermochte mir nichts davon zu rauben.

Falsches Gepäck

Ich und im Knast! Das meiste hatte ich zu Hause gelesen. Aber ich habe immer noch zu viel falsches Gepäck. Wie auch, wenn sie dich von der Straße fangen? Ich habe den Kopf voller Samisdat. Jede freie Minute Manuskripte lesen. Fotografierte Seiten sortieren. Im Dunkeln. Ganze Bücher hat A. Seite für Seite abfotografiert. Wir mussten sortieren. Ich habe aber nicht alles gelesen, was in der Dunkelkammer lag. (Das letzte war von Bahro, „Die Alternative“.) Wenn ich dafür in den Bau gekommen bin, hat sich's eigentlich nicht so richtig gelohnt. Was wollen die wirklich von mir?

Ich habe, kurz vor der Verhaftung, einen Liederabend gemacht. Nicht alles für die Ewigkeit, aber umso besser auswendig gelernt. Im Hinterzimmer einer Kneipe in Greifswald. Dreißig Leute waren gekommen. Texte aus Heines Wintermärchen als Rahmen, Brecht zum Vorzeigen, Biermann und ein paar eigene Lieder heimlich dazwischen. Alles fest im Gepäck zum Mitnehmen.

Wieder im Barkas quer durch Ostberlin. Im anderen Kabuff regt sich was. Wetthusten wie immer. Eine Frau. Wahrscheinlich Tine. Es wird alles immer mehr Tine. In der Erinnerung türmen sich am Ende die Gewissheiten, dass es jedes Mal Tine war. Aber selbst das Husten kann gefälscht sein. Der Wächter brüllt: „Ruhe dahinten!“

Die Straßenbahn quietscht draußen um die Kurve. Sie quietscht durch die Seele. Ist es die 46, die 49 oder die 22?

Das Metallgeräusch verrät nur die Hälfte. Wie das Husten.

In welcher Zelle ist hier wer und warum?

Ich räume meine Seele in den Spind. Ich besitze ja sonst nichts. Aber die Bilder muss ich auslagern. Ich brauche Platz, um das hier zu überstehen.

„Meine Seele erhebt den Herrn, und mein Geist freut sich Gottes, meines Heilandes.“ Die Zelle ist ziemlich dicht. Die im Altbau sind etwas höher und haben Tonnengewölbe.

Kiste zum Schlafen, Hocker, Spind und unten an der Schlafkiste ein Tisch zum Ausklappen. Klosett ohne Deckel, daneben das Waschbecken.

Für so eine Zelle braucht die Seele nicht viel Platz. Aber Geduld.

Die Zeit zerreißt sich selbst. Die Langeweile darf nicht eingelassen werden. Es kann passieren, dass einer vor Langeweile zugrunde geht. Noch langsamer als im richtigen Leben.

Die Uniformen, grüngrau, graue Kragenspiegel. Stasi-U-Haft. Tote Farbe.

Die Jünglinge, die uns bewachen, haben keine Geschichte, werden auch nie mehr eine haben. Wenn alles so bleibt, werden sie auch keine brauchen.

Aber meine Geschichte hat schon angefangen.

Im falschen Land an der falschen Stelle geboren. Für meine Bewacher ein eindeutiger Sachverhalt.

Heißt das für mich gleich: im richtigen Land an richtiger Stelle?

Das wird sich zeigen. Kommt darauf an, wie stark der Gott ist, der mir das nicht erspart.

Ich muss das Auge im Spion ertragen. Ob ich gehe oder stehe, selbst, wenn ich auf dem Klo sitze. Beobachtet werden, selbst beim Pinkeln. Aber darin habe ich ja schon Übung. Mir fällt die Fahrt nach der Verhaftung ein. Zwischen Greifswald und Neubrandenburg, an der Fernstraße 96, sagte ich: „Ich muss mal!“

Keine Antwort.

„Ich mache Ihren Wagen nass, wenn Sie nicht anhalten!“

Der Fahrer hielt im Halteverbot an einem der Alleebäume. „Aussteigen!“, sagte er unwirsch. Die beiden Hintermänner kamen mit raus, einer rechts, einer links. Einer hatte die Hand an der Pistole in seiner Tasche, der andere schaute mir über die Schulter. Er roch aus dem Mund.

Aber die riesige Kastanie streichelte mir mit tausendmal fünf Fingern sanft die Seele. Nie wieder lernte ich einen Baum so schnell und gründlich auswendig. Der liebe Gott hat ihn mir persönlich in die Seele gemalt. Danach musste ich nur noch die Augen schließen, und der riesige Baum stand mitten in meiner Zelle. Zum Ärger der Wächter versteckte ich mich dahinter, wenn ich aufs Klo ging.

Niemöllers Bibel

Der Offizier hat extra die Tür aufgeschlossen. Dann hat er sie hereingereicht. Lutherübersetzung 1912. Nicht einmal einen Tag war ich ohne Bibel.

Das verdanke ich dem Pfarrer Martin Niemöller. Über ihn hatte ich gelesen, dass er im Konzentrationslager Sachsenhausen als „persönlicher Gefangener Hitlers“ eingeliefert worden war. Als er aus dem Auto in die Zelle verfrachtet wurde, fragte ihn der Kommandant: „Ist noch was?“

Geistesgegenwärtig habe er geantwortet: „Aber ja! Ich brauche mein Neues Testament!“

Er bekam es prompt.

Nach dieser Lektüre hatte ich mir angewöhnt, mein griechisches Neues Testament immer in der Tasche zu tragen. Für den Fall der Verhaftung. Erstaunlich war, dass genau diese Szene sich wiederholen ließ und mir tatsächlich zu meiner Bibel verholfen hat.

Ich sehe mich in der Aufnahmezelle. Nackt und bloß an Seele, Herz und Leib. Gerade haben sie mir die Kniebeuge abverlangt. Jeder „Neuzugang“ wurde auf diese Weise untersucht, ob er Kassiber oder sonstiges im Hintern hatte. Die Zivilsachen sind gegen die Knastgarderobe getauscht, sogar mit einer gewissen Erleichterung, denn die Klamotten stanken nach dem Tag- und Nacht-Verhör nach Angstschweiß. Die Knastklamotten rochen nach billigem Waschpulver.

So stand ich da, als die Klappe an der Tür laut aufging. In dem kleinen Quadrat sah ich das Gesicht des

Effektenoffiziers, der uns unsere Zivilsachen abgenommen hatte.

Der Mann fragte durch die Klappe „Ist noch was?“

Sofort fiel mir Niemöller ein und ich gab seine Antwort: „Ja, ich brauche mein Neues Testament!“

Nach kurzer Zeit kam der Mann wieder. Er schloss die Tür auf, gab mir eine Bibel und entschuldigte sich: „Ihre Bibel konnten wir Ihnen nicht aushändigen, fremdsprachige Ausgaben sind nicht gestattet.“

Aus meiner heutigen Sicht ist damals ein Wunder passiert.

Von allen anderen Gefangenen habe ich erfahren, dass es Wochen, manchmal Monate dauerte, bis sie eine Bibel bekamen.

Ladenhüter Albert Schweitzer

Mir geht's bestens. Vor mir auf der Pritsche liegen Albert Schweitzers Werke in Auswahl, fünf Bände, gelb gebunden. Union Verlag. Dünndruck. Kenne ich schon aus der Lehrzeit. Ich arbeitete damals im „Internationalen Buch“ am Marx-Engels-Platz. Die größte Buchhandlung in Ostberlin. Albert Schweitzer stand unter „Belletristik“. Hatte noch niemand gelesen. Wir wussten nur, wer das war und was er kostete. Das genügte. Verkauft hat man so was nicht, einfach zu teuer.

Bis die Uniformierten mit dem Wäschekorb kamen. „Einmal vollmachen. Rechnung wie gehabt ans MfS.“ Graue Kragenspiegel. Alles rein, was kam. Ladenhüter Albert Schweitzer zum Beispiel. Die lasen bestimmt nicht. Ein Wäschekorb Bücher für die Stasi! Sehr oft kamen die nicht. Aber wenn, dann gründlich.

So musste Schweitzer in den Knast gekommen sein. Am schwierigsten war das letzte Stück Weges. Die Bände standen im Regal des Anwalts, dem ich „zugeführt“ worden war. Ich hatte die Buchrücken sofort erkannt. Von zwei hölzernen Löwen bewacht, zogen sie immer wieder meine Blicke auf sich. „Die Bücher da“, sagte ich, „kann ich die in die Zelle bekommen?“

„Was bilden Sie sich ein, das ist Dekoration der Haftanstalt!“, hatte der Anwalt geantwortet. Zugegeben, fünf gelbe Bände im Schuber gaben dem Raum eine gewisse Note. Wieder in der Zelle überlegte ich, wie ich an die Bücher kommen konnte. Ich beschloss, mich beim Haftanstaltsleiter zu melden. Es dauerte nicht lange, bis er

mich holen ließ. Sein Zimmer wirkte kärglich. Radio und Lenins Werke, etwa vierzig Bände, braunes Kunstleder. Das war alles. Er saß unter einem Bild von Felix Dzerzhinski, dem gefürchteten Chef des russischen Geheimdienstes, nach dem das Wachregiment benannt war. Er musterte mich, dann fragte er etwas barsch nach meinem Anliegen. Jetzt kam es auf jedes Wort an.

„Ich wollte mich bedanken!“

Der Anstaltsleiter verzog erstaunt das Gesicht. „Wofür?“

„Dass ich schon am ersten Tag eine Bibel bekommen habe.“

Der Mann war sichtlich betroffen. „Wieso bei mir?“

„Das sagt doch etwas über den Führungsstil der Haftanstalt aus ...“

„Warum haben Sie sich melden lassen?“

„Ich habe im Anwaltszimmer ein paar Bücher von Albert Schweitzer gesehen. Der Anwalt meinte, er hätte nichts dagegen, dass ich sie bekäme, aber Sie vielleicht. Ich kann mir nicht vorstellen, dass es im Sinne des humanistischen Grundanliegens dieses Staates wäre, die Werke eines so bedeutenden Humanisten als Dekoration verkümmern zu lassen ...“

„Gut“, unterbrach er, „ich werde anweisen, dass Sie die Bücher bekommen.“ Er klingelte. Ich wurde abgeholt.

Nach ein paar Tagen wurden die Bände durch die Klappe geschoben. Ich konnte es kaum glauben.

Ich hatte ausgesorgt.

Die Welt geriet mir aus dem Trott – oder wie alles anfing

Ich war siebzehn und hatte gerade eine Buchhändlerlehre begonnen. Die Welt schien im Eiltempo zu wachsen. Auf einem abendlichen Sommerfest lud mich einer der Anwesenden ein, ihn zu Hause zu besuchen. Sein kleines Zimmer war bis zur Decke mit Büchern und Papieren vollgestopft. An der Tür hing ein Theaterplakat für die große Drachentöterschau: „Wolf Biermann, Der Dra-Dra“.

„Hast du Texte von Biermann?“

Statt zu antworten, legte er eine Tonbandspule auf sein „Tesla“-Gerät. Sie enthielt Aufnahmen der im Westen erschienenen Schallplatten. So etwas kannte ich bisher nur vom Hörensagen. Die Wörter, denen die Gitarre mal vorauseilte, mal hinterherseufzte, gingen mir sofort tief nach innen. Es war, als würden sie mit den Tönen in die Seele genagelt. In weniger als zwei Stunden begriff ich, in welcher Fremde ich mich vordem zu Hause gefühlt hatte. Mitten durch die Lieder fuhr die Straßenbahn zur Friedrichstraße.

„Und als er endlich die Augen aufmachte,
Na, was sah da wohl meiner Mutter einziger
Sohn?

Da sah er bei helllichem Tage die Nacht,
Die trübesten Geister voll strahlender Macht,
Die Dunkelmänner auf lichtem Thron,
Das sah da meiner Mutter Sohn ...“

Diese unähnlichen Wahrheiten hatte ich bisher nur zaghaft in mich hineingeschwiegen. So, als hätte ich allein in einem großen Wartesaal gesessen.

Mit meinem Kassettentonband überspielte ich alle Lieder, die ich kriegen konnte. Ich hörte sie und aß sie in mich hinein, wie der biblische Prophet Hesekiel seine Schriftrolle. So konnte ich sie mit mir herumtragen und meinen ängstlichen Beschönigungen der Welt, in der ich lebte, damit trotzen.

„Manchen seh ich Fäuste ballen / In der tiefen
Manteltasche
Kalte Kippen auf den Lippen / Und in den Herzen
Asche.“

Vaterland zum Mitnehmen

Hohenschönhausen war es. Ausgerechnet dort lernte ich das Wort zu buchstabieren und wurde es nicht mehr los: „Vaterland zum Mitnehmen“. Ich sehe es vor mir und kann es riechen und schmecken. Über das Haftkrankenhaus hatte ich gehört, dass es dort ein richtiges Bett, besseres Essen und vor allem: bessere Bücher geben sollte. Also war „krank“ eine Abwechslung. Alles war noch besser als erwartet.

Die Zelle überraschte. Helles Linoleum, ein Krankenhausbett mit durchgehender Matratze. Keine blau karierte Bettwäsche, sondern weiße. Ein Spiegel über dem Waschbecken, gelbe Fliesen, zwei Wasserhähne, warm und kalt. Der Raum war mindestens doppelt so groß wie in der U-Haft Pankow. Als ich fragte, ob es etwas zu lesen gebe, bekam ich eine Liste, aus der ich mir Bücher auswählen durfte. Wie im richtigen Leben. Ich musste nicht lange suchen, bereits beim Buchstaben H hatte das Alphabet ein so freudiges Ende, dass es gar nicht mehr weiterzugehen brauchte. Heinrich Heine, „Ausgewählte Werke“, Bibliothek der Klassiker. Diese schöne Ausgabe stand mir sofort vor Augen, ich kannte sie von zu Hause. Fünf Bände im blauen Leineneinband. Ich konnte es gar nicht erwarten, sie aufzuschlagen. Das war das Himmelreich auf Erden. Nichts Besseres konnte mir passieren, und noch nach über dreißig Jahren erfüllt mich diese Erinnerung mit einem tiefen Glücksgefühl.

Mehr Seligkeit wäre gar nicht zu ertragen. Diese Bücher haben mir damals so viele Wegweiser in mein ver-

mauertes Krankenzimmer gezeichnet, dass ich mich immer noch danach zu richten weiß. Die Sonne stand still in den Glasbausteinen. Ich erinnere mich, wie mir das Herz klopfte, bevor ich den ersten Band aufschlug. Nicht das „Buch der Lieder“, nicht das „Wintermärchen“, das wir schon in der Schule lesen mussten, eine weniger bekannte Schrift war es, die Heine mir Wort für Wort ins Herz flüsterte: „Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland“. Heine schrieb diesen Text für die Franzosen, um ihnen die seltsam fremden Deutschen ans Herz zu legen. Und so kam ich Seite für Seite nach Hause. Ich buchstabierte mir Muttersprache und Vaterland zusammen. Aus dem Heimweh dieses Fremdlings in seinem Pariser Exil konnte ich entnehmen, was mir selbst so sehr fehlte, nachdem ich mir nun schon über ein halbes Jahr weder Menschen noch Bücher aussuchen konnte. Von ihm habe ich gelernt, wie wenig und was genau man braucht, um das auszuhalten.

Ich weiß seitdem ganz genau, was mir kein Mensch oder Unmensch je rauben kann, noch nicht einmal ein Staatsanwalt oder ein Gefängnisdirektor. Der Dichter, in Paris längst an seine Matratzengruft gefesselt, musste mir zwar erst meine Welt ein wenig erklären, aber dann hatte ich es für immer begriffen. Kaum vorzustellen! Nicht zum ersten Mal hatte ich den lieben Gott selbst in Verdacht, dass er die Hände irgendwie im Spiel gehabt haben musste. Denn kein Mensch kommt auf diese Mischung: Haftkrankenhaus Hohenschönhausen und fünf Bände Heine. Beides zusammen ist dann mein Schlüssel zur Freiheit geworden. Ich gestehe, dass mich manchmal

eine seltsame Wehmut packt, wenn ich an diese erzwungenen Lektürestunden zurückdenke. Nie und nirgends konnte ich besser begreifen, was Heine meint, wenn er „Vaterland zum Mitnehmen“ sagt.

Schnee von gestern

Himmel bleibt Himmel. Tor bleibt Tor. Wachturm bleibt Wachturm. Aber schon beim Schnee wird es schwierig: Schnee bleibt nicht Schnee. Aber Wahrheit bleibt Wahrheit und Bus bleibt Bus. Jedenfalls im Gedächtnis.

Niemals kann ich diesen Bus vergessen. Noch nach über zwanzig Jahren steht er mit laufendem Motor auf dem Gefängnishof im Schneematsch vor dem geschlossenen Eisentor, beschattet von vier Wachtürmen unter dem offenen Winterhimmel von Karl-Marx-Stadt. Ich steige ein. Ich trage Sommersachen. Sie riechen nach Mottenkugeln.

Der Bus hat getönte Scheiben. Mit geschlossenen Augen sehe ich die Farben der Sitzpolster vor mir. Ich kann ihr Muster hersagen. Es leuchtet in meinem Gedächtnis. Seltsame Erinnerung, die die Sitzpolster zum Leuchten bringt. Die Pforte zur Hölle sieht aus wie die Pforte zum Paradies.

Wir fahren mit dem Bus vom Hof. Plötzlich sehe ich Schnee, nach Monaten das erste Mal Schnee. Und im Schnee Menschen. Und an den Händen der Menschen Kinder. Ich hatte vergessen, wie klein Kinderhände sind. Vergessen! Ich hatte wohl ganz vergessen, dass ich lebe. Neben mir sitzt Tine. Sie hat auch Sommersachen an. Ihre Augen sind blau. Ihr Gesicht ist blass. Neulich war sie so braun. Neulich ist schon lange her, ich sehe es an Tine. Sie hat kurz geschnittenes Haar. Beim letzten Mal hatte sie sehr langes Haar. Mir war noch nicht aufgefallen, dass sie eine tiefe Stimme hat. Ich habe lange nicht

mit ihr geredet. Sehr lange nicht. Zu lange. Es gab so vieles zu schweigen. Mich wundert, dass dieses die Wirklichkeit ist. Die Wirklichkeit ist bunt. Ein Traum kann es nicht sein. Ich habe zuletzt nur noch schwarzweiß geträumt.

Ich habe sie geküsst. Der letzte Kuss, war der auch so? Ich küsse sie noch mal. Und weiß immer noch nicht, ob der letzte Kuss auch so war. Ich nehme mir vor, mich niemals in meinem Leben mehr mit ihr zu zanken. Der Bus fährt in Richtung Grenze. Mal sehen, wie es hinter der Grenze aussieht. Ich war noch nie hinter der Grenze, aber ich weiß, dass es dort besser aussieht. Ich habe in Berlin bei Bergmann Borsig gearbeitet. Da habe ich die Hochhäuser gesehen, die in Westberlin standen. Sie sahen besser aus als alle Hochhäuser, die ich bisher gesehen hatte. Manchmal habe ich Menschen auf dem Balkon gesehen. Die sahen besser aus als die Menschen auf unseren Balkons. Aber ich habe sie nur von Weitem gesehen. Die Hunde waren dazwischen. Arme verblödete Schäferhunde an langen Lauffleinen. Die lebten auf diesem Streifen zwischen Leben und Tod. Da muss man ja blöde werden.

Der Bus fährt in den Westen, wo die Hochhäuser besser aussehen. Es dämmt. Der Schnee auf den Dächern glitzert. Eigentlich könnten wir auch hierbleiben, eigentlich müssten wir nicht in den Westen. Der Schnee ist auf jeden Fall der gleiche. Der Schnee kann nicht anders sein. Es wäre schlimm, wenn auch der Schnee anders wäre. So können wir wenigstens über den Schnee reden. Alles ist anders, aber den Schnee, den kennen wir von früher. Wir sind schließlich gerodelt als Kinder, wir haben

Schneeballschlachten gemacht, wir wissen, wovon wir reden, wenn wir Schnee sagen. Das lassen wir uns nicht nehmen. Tine schaut aus dem Fenster. Wenn der Schnee anders ist, sie wird sich erinnern an den Schnee, den wir kennen, sie wird den neuen Schnee mit dem alten vergleichen, und wenn es anderer ist, wird sie es mir sagen, und wir werden uns an den Schnee halten, der in unserer Kindheit fiel, als wir immer weiße Weihnacht hatten und manchmal Winterurlaub in den Bergen gemacht haben. Das muss dasselbe sein.

Wie sollen wir den anderen klarmachen, dass der Schnee nicht anders ist, wenn doch alles anders ist?

Auch der Bus ist vollkommen anders. Der Bus ist warm, die Sessel sind wie in einem Wohnzimmer. Der Bus ist nicht laut, obwohl Busse nun einmal laut sind. Ich kenne nur laute Busse, aber dieser ist leise. In diesem Bus sind selbst Schlaglöcher ein Vergnügen. Es gibt keinen Grund auszusteigen. Im Bus ist ein Kühlschrank und immer geht einer aufs Klo. Ich dachte nicht, dass es im Bus ein Klo geben kann. Man geht zu Hause aufs Klo, doch nicht im Bus. Im Bus gibt es Brötchen, die schmecken anders als alle Brötchen, die wir je gegessen haben. Sie sind größer. Wahrscheinlich müssen Brötchen so sein. Wenn Brötchen so sein müssen wie diese, dann habe ich nie vorher ein Brötchen gegessen. Aber was dann? Ich bin jeden Morgen zum Bäcker gegangen, hintenrum in die Backstube. Ich habe den Geruch noch in der Nase. Ich weiß ganz genau, dass der Bäcker immer nachts um zwölf den Ofen schon angeheizt hat. Und dass er um zwei Uhr noch mal nachlegen musste, weil die Briketts

so schlecht waren. Und dass er um fünf schon wieder aufstand und um sechs schon die ersten Brötchen fertig waren. Oder sogar vor sechs, aber da war ich noch nicht so weit.

Ich habe gesehen, wie ein Brötchen entsteht. Ich habe mir an einem Brötchen die Finger verbrannt. Ich habe die Butter auf einem heißen Brötchen zerlaufen lassen. Ich habe gesehen, wie der Bäcker den Ritz im Brötchen gemacht hat. Mit den Fingernägeln nämlich. Aber wenn dies jetzt ein Brötchen ist, dann waren das keine Brötchen. Der Bäcker war kein Bäcker und ich war nicht ich. Wäre da nicht Tine, die die Brötchen kennt und den Bäcker. Für Tine ist ein Brötchen ein Brötchen, wie für mich. Daran ändert auch der Bus nichts.

Gott ist im Bus. Unbedingt. Gott weiß auch, was wir wissen. Und wie Brötchen morgens um sechs beim Bäcker riechen, hintenrum. Und er weiß, dass mir der Bäcker manchmal eine Milchsemmel geschenkt hat oder eine heiße Streuselschnecke, die ich beim Über-die-Straße-Gehen aufaß, ehe meine Schwestern merkten, wie gut es sein kann, morgens um sechs hintenrum aus der Backstube Brötchen zu holen.

Kennst du mich noch?

Seit ein paar Tagen beobachte ich sie verstohlen, weil ich nicht glauben kann, dass es dabei bleiben soll, dass wir uns wiederhaben. Sie ist blass. Sie hat eine fremde Stimme. Sie hat einen anderen Schritt. Sie hat einen anderen Blick. Sie hat eine andere Sprache. Sie hat bis vor drei Tagen mit sieben Frauen auf einer Zelle gelegen, die für zwei gerade groß genug gewesen wäre. Die Frauen haben im Schlaf geschrien. Sie wurden nicht gefragt, ob sie sich riechen können. Zwei Waschbecken zwischen zwei Zellen für sechzehn Leute, zwei Toiletten. Wenn sie morgens erledigt von der Nachtschicht kamen, wurden sie so oft die Treppe hoch- und runtergejagt, bis auch die Letzte erschöpft ihre Schuhspitzen gerade am weißen Strich ausrichtete, der über den Flur vor den Zellentüren bis zur Mauer lief. Frauen in blauen Drillichlumpen, bewacht von Weibern in blauen Uniformen, die Kommandos gellen ließen. Aber das war gestern. Und vorgestern und davor eine Ewigkeit.

Hoffentlich hat sie sich nicht verändert, denke ich. Aber was heißt das nach vierzehn Monaten? Ich habe sie jeden Tag vor mir gesehen, hielt sie tief versteckt vor den Blicken der Schergen, die in ihren Briefen wühlten, wenigstens ihr Gesicht. Ich bewahrte ihre Briefe und meine Träume, meinen Schmerz und meine Wut, wenn ich bange einen neuen Brief abholte, den der „Erzieher“ noch einmal dienstbeflissen entfaltete und durchlas, ehe er ihn stempelte und mir im Austausch gegen den letzten aushändigte. Dazwischen ein Monat. Ich trug diesen Brief

im Brustbeutel, der gefilzt wurde, einmal die Woche, wenn ich unter dem ewig zu kalten Wasser der Dusche stand. Mehr als einen Brief durfte man nicht besitzen.

Das Letzte, was ich von ihr gehört hatte, war eine Nachricht durch den Gefängnispfarrer Giebeler. „Ihrer Frau geht’s gut“, sagte er, „aber sie hält sich nicht an die Ordnung. Nehmen Sie Einfluss, wenn Sie ihr schreiben.“ Danach hatte ich nichts mehr gehört. Jetzt durchsuchte ich alle Erinnerungen nach ihr. Die unbeschwerte Zeit in Pankow unter den rot blühenden Kastanien, sie im Sommerkleid, ich verliebt. Für immer versunken, hinter uns ein dunkles Loch.

Als ich sie das letzte Mal sah, lief sie, ohne sich umzudrehen, mit sanften Schritten auf eine rote Backsteinmauer zu. Ich sah die Scherben und den Elektrozaun, die Schäferhunde und das Schild: Verbotene Zone. Dahinter ein graues Tor mit Eisenzacken. Ich sah sie in ihren blauen Uniformlumpen, sah, wie sie immer kleiner wurde. Dann klopfte sie an das Tor, das sich quietschend aufschob. Sie verschwand im Licht. Langsam und unaufhaltsam schloss sich das Tor zwischen ihr und mir. Das war gestern Nacht, bevor ich aufwachte.

Sie hat sich eine rostbraune Cordjacke und einen dunkelgrauen Wollpullover beim „caritas“ geholt. Eine Jeans von vor dem Knast passt ihr noch und die Schuhe mit dem Greifswalder Straßenstaub. Hellbraune Salamander, für hundertfünfzig Ostmark. Das Geld für den jährlichen Kartoffeleinsatz. Für einen Monat Arbeit ein paar Schuhe, die freilich auch dem Westen noch standhielten.

Wir gehen in die Stadt und bleiben an jeder Auslage

hängen. Sie vergleicht irgendwelche Preise. Wir brauchen eine Reisetasche. Aber unser halbes Begrüßungsgeld wäre zu viel für eine ganz normale Tasche aus Stoff.

Ein Kaffee bei Tchibo für fünfzig Pfennig ist drin, das ist in Ost zwei Mark fünfzig, aber der hier ist wirklich Kaffee, wir gönnen ihn uns, weil er wärmt. Ich möchte mir eine Pfeife kaufen, endlich. Die Letzte habe ich in der Zelle gelassen. Für Rainer. So was nahm man nicht mit, so was konnte nicht ersetzt werden. Samt Tabak. Falls man den ausgetrockneten billigen Feinschnitt, der in der Pfeife heiß wurde und auf der Zunge brannte, Tabak nennen kann. Besser, als immer nur sich selber riechen. Die Rauchwolken beobachten bei der Flucht aus dem Fenster, das tat gut. Die Pfeifen im Westen haben einen Kohlefilter. Was es alles gibt. Ein Tabakladen mit fünfzig oder mehr Sorten Tabak. Das hilft erst mal gegen diese Erinnerung.

An den Kauf einer Pfeife ist nicht zu denken. Kostet so viel wie ein Paar Schuhe.

Wir laufen wie im Traum durch die bunte Fremde. Wie schnell man die Welt vergessen hat. Und die Welt uns. Bin ich noch ich? Ist Tine noch Tine? Kennst du mich noch? Wie sehen wir aus, die Mauer im Rücken, ab ins Offene, ohne Ausrede, ohne vertraute Feinde, ohne fremde Freunde ...

Gut, dass wenigstens die Sparkasse Sparkasse heißt, ein Telefon ein Telefon ist und ein Taxi ein Taxi. Obwohl: Nichts ist dasselbe.

Ein Telefon wird nicht abgehört. Das Geld auf der Sparkasse klingt wie richtiges Geld in der Tasche. Und

die Taxen stehen hier Schlange nach Menschen, nicht umgekehrt. Ich stelle mir ein Land vor, in dem nichts den bisherigen Namen hat. Besser als jetzt wüsste ich auf Schritt und Tritt, dass ich in der Fremde und nicht zu Hause bin. Ich müsste die Ankunft lernen. Das Laufen, das Schmecken, das Singen und was „ich liebe dich“ heißt. Ich käme nicht auf den Gedanken, fremd im eigenen Land zu sein.

Dies hier ist so undurchschaubar. Die wohlaussehenden, betriebsamen, freundlichen Menschen und die wachsende Sehnsucht, einer von ihnen zu sein. Bei jedem Schritt das Gefühl: Irgendwas machst du falsch. Irgendwas stimmt nicht.

Welches ist das Exil? Dieses Land, in das wir verkauft wurden, oder das andere, aus dem man uns hinauswarf?

„Wie lange sind Sie schon in Deutschland?“, werden wir gefragt.

Oder wir hören, dass Deutschland gegen die DDR Eishockey spielt. Das schmerzt. Für die Menschen hier ist Wittenberg so fern wie für uns Königsberg. Wir gehören nicht dazu. Auch bei denen nicht, die „DDR“ in Gänsefüßchen setzen.

Ich genieße es, Wörter zu vergessen. Abschnittsvollmächtiger, Antifaschistischer Schutzwall, Diktatur des Proletariats, Shiguli, Getränkestützpunkt. Dass ein normales Geschäft Shop, Store oder Discount heißt, ein Schnellzug Intercity und der Klang eines Radiosound, ist gewöhnungsbedürftig.

Die Läden sind ohne Schlangen. Wohl, weil es nichts gibt, was es nicht gibt. Die Frage drängt sich auf, wer

sich zwischen zwanzig Sorten Joghurt wirklich noch zurechtfindet. Ich verstehe nicht, dass die gleiche Hose der gleichen Marke unter Umständen ein Drittel weniger kostet als im Modegeschäft an der nächsten Ecke. Ein Rätsel ist auch, dass ich beim Bäcker Uhren kaufen kann, die viel billiger sind als beim Uhrmacher.

Diese Welt ist fremd. Jeden Tag lerne ich, neue Fehler zu machen. Wie gut das tut, dass es nicht die alten sind.

Die Amsel weiß nichts

Immer wieder aufwachen und immer noch im Westen sein! In unserer ersten eigenen Wohnung. In einer Westwohnung. Und wenn du aus dem Fenster schaust, ist auch alles Westen. So weit der Blick reicht. Westhäuser, Westbäume, Westmenschen, Westautos. Bisher gab es das alles nur einzeln. Aber wenn du jetzt einen Krimi im Fernsehen anmachst, dann spielt der wirklich hier. Du kannst mitten im Film auf die Straße gehen, und es sieht wirklich so aus wie im Fernsehen. Da fahren die gleichen Autos durch die Straße, die durch den „Tatort“ fahren. Und wenn das Ganze dann in Bunt zu sehen ist, kannst du es nicht glauben, dass das dein Krimi ist, in dem du mitspielst. Ich fasse es nicht. Alles ist wirklich so, wie es ist.

Manchmal freilich verfolgen mich die Wächter von gestern, die Spitzel, die Polizei oder die alten Weiber aus dem Gerichtsverfahren. Oberstaatsanwältin Jahnke und Richter Glück. Oder die Hand des Anwalts Hartmann über den Tisch, mit dem Siegelring, der teuren Uhr, und hinterher, auf der Zelle, roch meine Hand noch nach seinem Parfüm. Westparfüm und kein Interesse an unserem Fall. Dafür am Kopfgeld, das der Westen für uns bezahlte. Hartmann hatte eine Digitaluhr im Kugelschreiber. So was hatte ich vorher noch nie gesehen. Das ist alles nichts Besonderes mehr. Neun Mark neunundneunzig.

Tine lächelt im Schlaf. Ich dusche, putze mir die Zähne. Die Zahnpaste bringt den frischen Atem aus der Reklame. Ich ziehe mir meine neuen Sachen an. Alles West. Eine Jeans, stonewashed, weiße Turnschuhe, wie die

Grünen im Bundestag, mein bunt kariertes Hemd. Einer hat mir ein Tuch geschenkt, von dem ich erst später weiß, dass es ein Palästinensertuch ist. Obwohl ich nie für Tücher war, die man sich auf die Schulter legt. Aber ich bin woanders. Hier gehört so ein Tuch dazu. Schöne Farben.